



ANNIKA BRYN

DIE  
SECHSTE  
NACHT

Weltbild

Eine Mordserie erschüttert Stockholm und beinahe wird übersehen, dass der Rechtsanwalt John Danielsson bei einer Fahrt nach Norrland spurlos verschwunden ist. Bis die Polizei einen Spitzel in eine radikale, nationalistische Gruppe einschleust. Doch selbst der verdeckt ermittelnde Polizist ahnt nicht, dass John in den fünf langen schrecklichen Tagen seiner Gefangenschaft ganz eigene Pläne schmiedet: Er will ausgleichende Gerechtigkeit. In der sechsten Nacht gelingt John die Flucht und sofort macht er sich auf die Jagd ...

### **Margareta Davidsson**

1. Die sechste Nacht
2. Tatmotiv: unbekannt
3. Rabennächte

Annika Bryn

# Die sechste Nacht

Thriller

Aus dem Schwedischen von Friederike Buchinger

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Annika Bryn, geboren 1945 ist eine schwedische Journalistin, Schriftstellerin und Krimiautorin.

Sie wuchs als Kind einer Schwedin und eines Norwegers, der im Widerstand gegen die deutsche Besatzung gekämpft hatte, in Schweden auf. Bereits im Alter von neun Jahren fing sie mit dem Schreiben an. Ihr größtes Interesse galt dabei psychologischen Charakterstudien. Sie studierte Komparatistik, Film, Soziologie und Theaterwissenschaften. Heute lebt und arbeitet sie als freischaffende Journalistin in Stockholm.

Die schwedische Originalausgabe erschien unter dem Titel Den sjätte natten.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Annika Bryn

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Penguin Random House Verlagsgruppe  
GmbH, München

Übersetzung: Friederike Buchinger

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-111-1

Zur Erinnerung an KG

# Sonntagnacht

Eva Beldon hatte Angst.

Sie hatte gewusst, dass das hier passieren konnte. Sie hatte sich ausgemalt, wie es sein würde, zumindest hatte sie geglaubt, das getan zu haben. Aber die Wirklichkeit sah ganz anders aus.

Die Podiumsdiskussion im Haus des Arbeiterbildungsbundes in Stockholm war an diesem Abend schon gegen halb neun zu Ende gewesen, aber die anschließende Fragestunde hatte sich in die Länge gezogen. Der Saal war brechend voll gewesen, die Luft stickig. Außer Eva hatten der politisch linksgerichtete Chefredakteur einer mittelschwedischen Zeitung, eine Abgeordnete der liberalen Folkparti, ein Aktivist der Göteborger Krawalle und ein Vertreter der Polizei, der sich zweimal hatte bitten lassen, auf dem Podium gesessen. Aufgrund des Themas »Ist unsere Polizeikultur gewaltverherrlichend?« war es schwierig gewesen, einen Polizeibeamten zu finden, der sich zur Verfügung stellte. Sowohl diejenigen, die mit einem beleidigten Nein reagierten, als auch die, die die Frage mit Ja beantworteten, hatten guten Grund fernzubleiben, weil zahlreiche Beweise für das Gegenteil sprachen und weil sich die Kollegen damit nicht sonderlich beliebt machten.

Hinterher waren alle hitzig diskutierend die Straße entlanggestiefelt und aus irgendeinem Grund im Tip Top gelandet, wo das aufgeregte Gespräch fortgeführt wurde. Eva hatte sich neben den Beamten von der Polizei gesetzt. In dieser persönlichen Runde hatte er sich entspannt und mehr von sich selbst erzählt, seine widersprüchlichen Gefühle waren an die Oberfläche gedrungen, die Liebe zum Job, die Unzufriedenheit mit der Dezernatsleitung, die nie ausreichend Unterstützung gab, das Gefühl, von der Presse verfolgt und missverstanden zu werden (zum Beispiel von Eva), sowie seine Sorge über reaktionäre und rassistische Strömungen im Korps. Sie hatten sich richtig gut unterhalten.

Als Eva schließlich gegen halb zwölf zur U-Bahn an der Handelshochschule ging, war sie bester Laune, leicht beschwipst von mehreren Bieren und dem wohltuenden Gefühl, sich mit einem anderen

Menschen tatsächlich ausgetauscht und sich nicht nur aus dem Schützengraben beschossen zu haben.

Ihr Mann und ihr zehnjähriger Sohn schliefen in dem kleinen Vierzimmerholzhaus, das sie vor zwölf Jahren in Alvik gekauft hatten und das nun plötzlich dank der neuen Grundsteuerveranlagung zu einer Luxushütte avanciert war. Sie freute sich darauf, nach Hause zu kommen, zu duschen, sich noch ein spätes Käsebrod in der Küche zu gönnen und zu ihrem Mann ins Bett zu kriechen. Sie sehnte sich nach ihm. Morgen würde sie einen Artikel über den Arbeiterbildungsbund schreiben, über dessen Ideale und darüber, wie man die Volksbildungsideale in die neuen Zeiten hinüberretten könnte.

Sie musterte sich selbst in dem großen Schaufenster eines Fitnessstudios. Klein und rund, mit fröhlichen Augen unter dem hellen, lockigen Haar und einem richtig schicken, weinroten Mantel mit schwarzen Paspeln. Sie zwinkerte sich zu.

Zwanzig Minuten später stieg sie in Alvik aus und begann, den Hügel hinaufzustapfen. Gut, dass es ihn gab, denn diese Steigung zu bewältigen war so gut wie ihre einzige sportliche Betätigung. Die Straßen waren leer. Es war Anfang Mai, die Nächte waren noch kalt, aber die Bäume in dem großen, dunklen Park zu ihrer Rechten hatten auszuschlagen begonnen, und der Duft von Erde, Gras und eben aufgeblühten Blumen war betörend.

Sie quälte sich mühsam bergan, als ihr Handy klingelte. Es war ihr Mann.

»Du schläfst noch nicht?«, fragte sie erstaunt und gleichzeitig froh. Sie wollte mit ihm das Käsebrod am Küchentisch gern teilen und ihm dabei berichten, was am Abend alles geschehen war. Doch darauf hatte sie nicht zu hoffen gewagt, denn er war Tischler und musste am Montagmorgen früh aufstehen.

»Nein, Lina und Mattias sind vor ein paar Stunden vorbeigekommen, und wir hatten noch Hunger. Wo bist du? Wann kommst du?«

»Ich bin gleich da, in acht Minuten bin ich zu Hause. Kannst du mir einen Kaffee aufsetzen?«

»Natürlich! Wenn du kommst, ist er fertig. Ich umarme dich, Liebling, bis gleich!«, sagte er und legte auf.



Als sie ihr Handy in die Tasche zurücksteckte, entdeckte sie einen weißen VW-Bus, der ein Stück weiter oben mitten in der Kurve parkte. Das sah seltsam aus. Sie blieb stehen, betrachtete den Wagen und fühlte, dass sich ihr Misstrauen regte. Sie hatte sich geschworen, niemals ihre innere Stimme zu ignorieren. Sie machte ohne lange zu zögern auf dem Absatz kehrt und begann, zur U-Bahn zurückzugehen. Ihr Mann würde sie abholen kommen. Lieber einmal zu oft vorsichtig sein, als einmal zu wenig.

Während sie in ihrer Tasche nach dem Handy kramte, hörte sie, wie der Lieferwagen angelassen wurde. Zu ihrem Erstaunen kam das Geräusch näher, und als sie sich umdrehte, sah sie entsetzt, wie er in voller Fahrt rückwärts auf sie zuraste.

Sie begann zu rennen. Sie war allein auf der Straße. Die Fenster der niedrigen Wohnhäuser auf der anderen Seite waren dunkel, die Geschäfte geschlossen, und sie würde es auf keinen Fall dort hinüberschaffen. Sie konnte schräg durch den Park laufen, zu den Villen auf der anderen Seite, die jedoch mehrere hundert Meter entfernt waren. Wenn der Mann aus dem Van heraussprang und sie verfolgte, würde er sie einholen.

Das Auto glitt dicht an der Bordsteinkante entlang und bremste drei Meter vor ihr ab. Sie hatte das Handy nicht gefunden. Mit klopfendem Herzen blieb sie stehen und schnappte nach Luft. Sie wollte schreien, wollte versuchen, jemanden zu wecken, der ihr helfen konnte, aber sie war völlig außer Atem.

Sie konnte dem Mann am Steuer direkt in die Augen sehen. Er war schwarz gekleidet, eine Strumpfmaske über dem Kopf, und seine hasserfüllten Augen funkelten im Licht der Straßenlaterne. Selbst aus ihrer Entfernung spürte sie, dass er viel zu fanatisch war, als dass sie mit ihm hätte reden und zu etwas Menschlichem in ihm hätte vordringen können.

Vielleicht würde er ihr Leben auslöschen und damit auch für immer sein eigenes.

Ihr fiel auf, wie still es war.

Er öffnete die Tür, sprang auf den Bürgersteig und kam auf sie zu.

## Montag

Den Mann, der in der Stockholmer City den Bürgersteig entlangging, die Zigarette im Mundwinkel, das Gesicht furchig und verlebt, der Körper sehnig, hätte man für einen alten Junkie halten können, wenn Jacke und Jeans noch eine Spur zerschlissener gewesen wären. Andererseits war er viel zu durchtrainiert – wäre er jünger als seine vierundvierzig Jahre gewesen, hätte er aktiver Sportler sein können. Beide Eindrücke verloren sich, wenn man ihm in die Augen sah, denn sie blickten gefährlich und misstrauisch.

Er schien kein bestimmtes Ziel zu haben, sondern schlenderte die Straße entlang, aber sein Blick tastete unaufhörlich die Umgebung ab, als suche er etwas. Alle, die ihm entgegenkamen, wichen unwillkürlich ein Stück zur Seite, um ihm Platz zu machen, erleichtert, wenn seine Augen weiterwanderten und nicht an ihnen hängen blieben.

Vor einem Tabakladen blieb der Mann stehen. Sein Interesse schien geweckt. Er studierte ein paar Titelblätter am Zeitungsständer vor der Tür.

Die neuen Ausgaben der beiden Abendzeitungen zeigten groß aufgemachte Schlagzeilen und Fotos einer Frau Mitte dreißig. Auf dem einen war nur ihr lachendes Gesicht unter dem hellen, krausen Haar zu sehen, auf dem anderen befand sie sich offensichtlich auf einem Segelboot im Sommerurlaub. Es handelte sich also nicht um Passbilder, und es entstand der Eindruck, als hätte man diese Aufnahmen ganz bewusst gewählt, um die Frau glücklich und froh in einem aktiven Leben zu zeigen. Darunter prangte in schwarzen Lettern: »DER VIERTE NAZIMORD – EVA BELDON HEUTE MORGEN TOT AUFGEFUNDEN. Bekannte Journalistin ermordet.«

Er nahm eine Zeitung aus dem Ständer, betrat das Geschäft und bezahlte, lehnte sich draußen an die Backsteinwand und blätterte die acht eilig redigierten Seiten durch, die sich um den Mord drehten.

Eva Beldon war eine der bekanntesten gesellschaftspolitischen Kolumnisten dieser Zeitung gewesen. Sie hatte ein gutes Stück links von den Sozialdemokraten gestanden und hatte eine Reihe von Jahren bissige Artikel über soziale Abrüstung geschrieben, über rückgratlose Politiker und verwirrte Beamte auf allen Rängebenen, über Frauendiskriminierung, die Gleichberechtigung Homosexueller, Flüchtlingsfragen, gewalttätige Polizisten, Rechtsskandale, wie etwa die politisch motivierten, hohen Haftstrafen nach den Demonstrationen in Göteborg, und über Neonazis. Da sie Humor besaß und sich als eine für gewöhnlich umgängliche und überlegte Frau erwiesen hatte, war sie ein willkommener Gast in allen Gesprächsrunden des Frühstücksfernsehens gewesen.

Es gab Bilder, die sie als Kind mit einem großen Hund zeigten, als Studentin, als Ehefrau mit einem Baby auf dem Arm. Eine halbe Seite wurde von einem unscharfen Foto eingenommen, das den mit Plastikbändern abgesperrten Fundplatz zeigte, eines dieser typischen Gebüsche in Parkecken und neben Fußwegen, in denen Mordopfer eben aufgefunden werden. Bilder von einem undeutlichen weißen Fleck im Gras, unten, neben den Füßen irgendeines Polizisten, ein Fleck, der die Leser erschauern lässt und ihre Fantasie in Gang setzt. Ist das die getötete Person, eine Art Markierung oder nur eine Plastiktüte von Konsum?

Es gab auch Bilder von dem Gerichtsverfahren gegen zwei junge Neonazis, die die Tote vor ein paar Jahren bedroht hatten. Sie hatten angerufen, SMS und E-Mails geschickt. Durch das Blitzlicht wirkte sie ernst, aber entschlossen, ein wenig mollig in ihrem roten Blazer. Es gab auch Passfotos von den jungen Männern. Sie waren ungefähr zwanzig Jahre alt. Der eine hatte geblinzelt, als das Foto geschossen wurde, und schien halb zu schlafen, der andere sah erstaunlich gewöhnlich und nichtssagend aus. Sie waren zu Geldstrafen verurteilt worden.

Die Polizei des Västerortbezirkes wollte weder etwas darüber verlauten lassen, ob sie Spuren gefunden hatten, noch ob das Opfer am Fundort ermordet worden war, aber die Zeitung zog den Schluss, dass auch dieser Mord auf dieselbe Art verübt worden war wie die drei vorherigen. Es gab keinen Tatverdächtigen. Eva Beldon hinterließ ihren

Mann und ihren zehnjährigen Sohn.

Der Mann verschlang jedes Wort. Dann faltete er die Zeitung zusammen und nahm seine rastlose Wanderung wieder auf.

Einige Häuserblocks weiter bog er in eine stille Seitenstraße ein und steuerte auf einen verschlafenen Pub zu. Er schnippte seine Zigarettenkippe auf die Straße, ging hinein und blieb für einen Augenblick auf der Türschwelle stehen, bis er sich an das Dämmerlicht im Inneren gewöhnt hatte. Er blickte sich taxierend um.

Es war ruhig, und nur vereinzelt saßen Gäste an den Tischen. Am Tresen standen zwei, die der eher lautstarken Kneipenklientel zuzuordnen waren, um diese Tageszeit waren sie aber offenbar noch nicht ganz auf ihrer Höhe. Etwas verschlafen hingen sie an der Bar und murmelten leise.

Ihr Anblick ließ ihn dennoch vage hoffen, aber auch nicht zu viel. Seit zwei Wochen bewegte er sich nun im Umfeld der Rechtsnationalen und suchte nach dem Mann, der es gewagt hatte, den ersten Schritt zu tun und den nationalen Kampf zu beginnen. Er hatte herausgefunden, dass der Mann nicht unter den bekannten Nationalsozialisten zu finden war, sondern eher unter den Unbekannten am äußeren Rand des Netzwerks. Einer von der Sorte, die sich lieber im Hintergrund hielt. Vielleicht wollte er seine Einsamkeit beenden, suchte Kontakt und hatte nur noch niemanden gefunden, dem er vertraute. Dieser Jemand wollte er selbst sein.

Hinter dem Tresen stand ein kleiner, grauhaariger Mann, wahrscheinlich der Besitzer. Er hob den Blick, als der Neuankömmling auf ihn zukam, sich auf einen Barhocker neben die beiden Zechkumpanen setzte, die Zeitung auf die Holzplatte schleuderte und um ein großes Starkes bat. Der Wirt stellte ein Glas vor ihn. Er nickte und schnippte die Zeitung mit den Fingern weg, dass sie ein wenig über den Tresen hinausglitt.

»Dieser Mord da«, sagte er. Seine Stimme war heiser und rau, und sie war im ganzen Lokal zu hören, ohne dass er sie hob. Alle, die sich unterhalten hatten, verstummten. Die Atmosphäre war plötzlich gespannt, als hätte sich die Luft mit unsichtbaren Signalsubstanzen gefüllt, die die Gäste Gefahr wittern ließ.

»Diese verfluchte Kommunistenschlampe ist doch selbst schuld«, fuhr der Mann fort. »Wer mit dem Feuer spielt, muss eben verdammt nochmal damit rechnen, dass er sich die Finger verbrennt.«

Mit einem herausfordernden Lächeln betrachtete er die Burschen neben sich.

»Oder?«

Sie zogen nicht so mit, wie er gehofft hatte. Ihre Blicke flackerten, und sie stimmten mürrisch zu, ohne größeren Enthusiasmus. Die Gäste hinter ihnen wirkten ein wenig verschreckt, warteten aber gebannt auf die Fortsetzung.

Er beugte sich zu den beiden hinüber und musterte sie. Sie waren um die zwanzig, hatten Flammen und Torshämmer auf die Unterarme tätowiert, sie trugen Tarnanzughosen und schwarze T-Shirts mit grellen Heavy-Metal-Aufdrucken und abgeschnittenen Ärmeln. Die Haare des einen hingen in langen, dünnen Strähnen zu beiden Seiten seines Gesichts herunter und verliehen ihm eine verwirrende Ähnlichkeit mit einem bleichen, deprimierten Hummer, der seine langen Fühler sachte hin und her bewegte. Der andere war rasiert, seine Glatze wuchs gerade in leichtem, rotem Flaum heraus. Seine Augenbrauen waren ebenfalls hell, und auf dem einen Oberarm prangte eine tätowierte Odalrune. Er nahm seine halb gerauchte Zigarette aus dem Mund und verwandte viel Zeit darauf, sie betont lässig im Aschenbecher auszudrücken.

Der Fremde sah enttäuscht aus und starrte ihm aus einigen Zentimetern Entfernung ins Gesicht.

»Warum sagst du nichts, verdammte Scheiße. Hörst du nicht, dass ich mit dir rede?«

»Ich denke eben, was ich denke«, antwortete der hellrote Stoppelkopf mit dem Mut der Verzweiflung, den Blick fest auf den Aschenbecher geheftet. »Und darüber bin ich dir wohl kaum Rechenschaft schuldig.«

Der Mann hob die Augenbrauen. Sein Lächeln verzog sich und wurde sarkastisch, als wären Schwäche und Feigheit das Einzige, was man von der Menschheit erwarten konnte, und als hätte er bereits mehr als genug davon erlebt. Er wartete ein paar Sekunden, ehe er antwortete.

»Wirklich? Hör zu, du, ich sag dir, warum du so feige die Klappe hältst. Du sagst nichts, weil es in diesem Land zu viel von dieser verfluchten politischen Korrektheit gibt. Sie unterdrücken deine natürlichen Instinkte. Du hättest diese Schlampe gern selbst fertig gemacht, aber du traust dich nicht, es zuzugeben. Ist es nicht so?«

Er redete etwas lauter, und er wusste, wenn die Leute mehr Mumm hätten, würden sie lieber einer nach dem anderen diskret abziehen, als zusammen mit ihm hier in diesem Lokal zu bleiben. Sie saßen alle da wie stille Zuschauer in einem Kino und hofften, dass der Unruhestifter mit dem unbehaglichen Gesicht sich auf irgendeine Weise in Rauch auflösen würde. Oder dass jemand anderes etwas unternahm. Und einer würde es tun.

Der kleine Wirt hinter dem Tresen hörte mit zusammengekniffenen Lippen zu. Er wünschte sich, dass der Wortwechsel verebben würde, wie es in solchen Situationen meist der Fall war, aber die Spannung in der Luft wollte nicht nachlassen. Er rang einen Augenblick mit sich, dann brach er die Stille.

»Wie kannst du sowas sagen? Hast du kein Mitgefühl mit der armen Frau, die umgebracht worden ist?«, fragte er aufgebracht.

Sein Akzent verriet seinen zentraleuropäischen Ursprung, vielleicht deutsch oder ungarisch. Mehrere seiner Gäste griffen verstohlen zu ihren Handys, um gegebenenfalls die Polizei zu rufen. Der Wirt bemerkte dies aus den Augenwinkeln und wusste sehr gut, dass kein Beamter rechtzeitig da sein konnte, wenn dieser arrogante Faschistenstiefel vor ihm sich plötzlich zu explodieren entschloss. Und das war genau das, was passieren würde – solche Typen verloren selten wirklich die Beherrschung, sie suchten nur auf Teufel komm raus nach einem Grund, ihrer Aggression freien Lauf zu lassen, auch wenn sie das nur selten in nüchternem Zustand taten. Er hatte so etwas schon früher erlebt, und das hier waren die üblichen Präludien. Provokante Bemerkungen und erzwungene Antworten, über die man sich künstlich aufregen konnte.

Aber er musste einfach weitermachen. Er musste. Vielleicht würde es funktionieren.

»Sie hatte auch Familie, hast du daran gedacht?«, sagte er. »Ich habe

ihre Artikel oft gelesen, sie ist gut, sie will, dass die Menschen glücklich sind, sie setzt sich immer für die Schwachen und Ausgestoßenen ein, aber Leute wie ihr, ihr denkt nicht, ihr zerstört nur. Das hier ist nichts, worüber man grinsen kann, das hier ist Ernst, es ist eine Tragödie!«, fuhr er lautstark fort, als er sah, wie ein Lächeln die Lippen des Fremden umspielte. »Ich kann hier nicht stehen und dir zu hören, das geht nicht, ich muss dich auffordern, mein Lokal zu verlassen!«

Der Fremde beugte sich über den Tresen und grinste ihn triumphierend an.

»So soll das klingen!«, sagte er. »Das hier ist dein Lokal und du bist der Einzige, der bestimmt, wer hier bedient wird. Keine verfluchten Politiker oder Journalistenschlampen oder sonst jemand! Das ist die Freiheit, die wir in diesem Land brauchen!«

Der Besitzer lief rot an.

»Raus hier! Verschwinde!«, sagte er heiser.

Das Grinsen saß noch immer im Gesicht des Mannes. Während sich Totenstille um ihn herum ausbreitete, leerte er sein Glas, nahm irritierend langsam seine Zeitung an sich, rutschte vom Barhocker, hob die Hand zu einem ironischen Gruß an alle im Lokal, schlenderte, gefolgt von verstohlenen, geringschätzigen Blicken, quer durch den Raum und verschwand auf die Straße.

Die Anspannung löste sich. Die wenigen Gäste atmeten auf, sahen einander an, in der zufälligen, wohltuenden Gemeinschaft, die eine abgewendete Gefahr verursacht, und schüttelten die Köpfe. Die Biertrinker suchten den Augenkontakt mit dem Wirt und grinsten geniert. Er nickte ihnen zu, ohne zurückzulächeln.

Der Fremde stand auf der Straße und wartete, ob einer der Burschen herauskommen und Kontakt mit ihm aufnehmen würde. Aber die Tür blieb geschlossen.

Er zuckte mit den Schultern, zündete sich eine neue Zigarette an und ging weiter. Zwei Häuserblocks entfernt war die nächste Kneipe. Er las den Namen auf dem Schild über der Tür, öffnete sie und trat ein.

Weiter nördlich in der City glitten die breiten Glastüren vor dem Foyer eines großen, eleganten Bürogebäudes auf und ließen einen jungen

Mann ein, der nicht hierher zu gehören schien. Er hieß Bertil, achtundzwanzig Jahre alt, blass und ein wenig füllig, er trug graue Hosen und eine marineblaue Popelinjacke. Er hatte sich speziell für den Anlass gekleidet und fühlte sich unwohl, nicht zu den anderen zugehörig, die zielstrebig über den Marmorboden zwischen den Fahrstühlen, dem Eingang und den Geschäften im Erdgeschoss hin und her eilten.

Er studierte die Tafel, auf der die Mieter aufgelistet waren, und stieg dann in den Fahrstuhl, fuhr einige Stockwerke hoch, fand die Tür mit dem Schild »Danielsson & Danielsson, Anwaltskanzlei« und öffnete sie.

Er betrat einen Empfangsraum mit einer Sofagruppe, einem unauffälligen schwarzen Fernseher und zwei Schreibtischen. An einem der Schreibtische saß eine Frau in dunkelblauer Hose und Bluse um die fünfzig, offenbar die Sekretärin. Sie hieß Lotten Bergsten, das wusste er von dem kurzen Telefonat, das er vor ein paar Stunden vom Seven-Eleven aus geführt hatte. Zwischen einer Kaskade von Grünpflanzen und dem Fenster an dem anderen Schreibtisch saß noch eine zweite Frau, die gerade telefonierte. Sie war knapp dreißig, süß und mollig, hatte einen Pagenkopf mit geradem Pony und trug ein hellgraues Kostüm mit einer hellen, gelben Hemdbluse. Das musste die jüngere, angestellte Anwältin sein. Gina Larsson.

Es gab zwei Türen, die vermutlich zu den Büros der beiden Partner führten. John und Anne Danielsson hatte in dem zerfledderten Telefonbuch gestanden, in dem er geblättert hatte. Vermutlich verheiratet. Die eine Tür stand halb offen, und er konnte lebhaft Stimmen hören, die nach draußen drangen.

Die Sekretärin blickte von ihren Unterlagen auf. Er ging zu ihrem Tisch und stellte sich vor. Sie wirkte nett, die Augen unter ihrem kurzen, grauen Haar waren wachsam, aber freundlich, und das beruhigte ihn ein wenig.

»Eigentlich muss man ein paar Tage im Voraus einen Termin vereinbaren, aber Anne Danielsson wird gleich mit Ihnen sprechen, wenn Sie es kurz machen können«, sagte sie. »Setzen Sie sich, und warten Sie bitte so lange.«

Er nickte und nahm auf einem Besucherstuhl Platz. Auf dem Tisch



daneben lagen die Abendzeitungen. Er las die Schlagzeilen über eine Journalistin, die am gestrigen Abend ermordet worden war.

Die Mollige beendete das Telefongespräch. Sie ging zu dem kleinen Durchgang, der zu der Kochnische, der Garderobe und der Toilette führte. Als sie den Wartenden sah, bot sie ihm einen Kaffee an. Sie schien zu merken, wie unbehaglich ihm zu Mute war, was ihn ärgerte, weil sie ihm deshalb irgendwie überlegen vorkam.

»Okay«, entgegnete er schroff.

Das klang nicht sehr höflich, und er bereute es sofort. Aber sie schien ihm diese Antwort nicht zu verübeln. Ein paar Augenblicke später kehrte sie mit dem Kaffee zurück, schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln, widmete sich wieder ihrem Schreibtisch und vertiefte sich in einen dicken Wälzer.

Es war befremdlich, hier zu sitzen. Er kam sich wie ein quadratischer Klotz vor, der versuchte, sich durch ein rundes Loch zu quetschen. Er konnte die Codes nicht entschlüsseln, wusste nicht, wie diese Frauen dachten. Aber der Kaffee war stark und heiß und half ihm, die lauernde Angst in Schach zu halten.

Die Sekretärin sah auf ihre Armbanduhr, griff nach einer Fernbedienung auf ihrem Schreibtisch und warf Bertil einen kurzen, fragenden Blick zu. Als er keine Miene verzog, machte sie den Fernseher an und stellte den Ton leiser.

Es war drei Uhr nachmittags, es kam eine Sondersendung über die Pressekonferenz aus dem Polizeipräsidium drüben auf Kungsholmen. Auf dem Podium saßen zwei Personen, ein Mann um die sechzig, mit freundlichem Gesicht und silbergrauem Haar, und eine blonde Frau, die fünfzehn, zwanzig Jahre jünger sein mochte. Beide waren in Zivil. Im Saal drängten sich aufgebrachte Journalisten, die alle durcheinander redeten. Keiner hatte Zeit, die warme Frühlingssonne zu beachten, die den Weg auch durch die Fenster des Polizeigebäudes gefunden hatte.

»Frau Davidsson, wo wurde Eva Beldon gefunden?«, rief ein Journalist.

»Wie Herr Alberg gerade in seiner Einleitung gesagt hat, in einem Park in Traneberg, dort wo sie wohnte«, antwortete die Frau auf dem Podium geduldig. »Ihr Mann und zwei Freunde waren draußen und

haben nach ihr gesucht, aber sie wurde erst gegen fünf Uhr morgens von einem Jogger entdeckt. Zu dem Zeitpunkt hatte ihr Mann gerade die Polizei verständigt. Wir wissen nicht genau, wie lange sie dort schon so gelegen hat.«

»Ist es sicher, dass sie ermordet worden ist?«, fragte der Korrespondent von Sveriges Television.

»Ja«, erwiderte die Ermittlerin kurz.

»Wie?«

»Es ist zu früh, um darüber eine Aussage zu machen. Wir müssen die Resultate der Obduktion abwarten.«

»Aber es ist geschossen worden?«, fragte eine smarte, dunkelhaarige Frau, die in der einen Ecke des Bildschirms gerade noch zu sehen war.

»Es sieht so aus.«

»Ist sie sexuell missbraucht worden?«

»Auch darüber können wir noch nichts sagen, aber wir haben keine äußerlichen Hinweise darauf gefunden.«

»Das hier ist der vierte Mord in vier Wochen an einem Menschen, der aktiv gegen den Rechtsextremismus in Schweden gekämpft hat«, sagte der SVT-Reporter mit lauter Stimme, leicht verärgert darüber, dass die weitaus weniger bekannte Frau sich auf ein Terrain gedrängt hatte, das er als das seine betrachtete. »Bei den beiden ersten hat der Mörder Propagandamaterial mit nationalsozialistischem Inhalt neben den Opfern zurückgelassen. Dieses Mal auch?«

»Kein Kommentar.«

»Haben Sie die letzten Stunden des Opfers rekonstruieren können?«, sagte die Dunkelhaarige schnell, während SVT Atem holte.

Zum ersten Mal wurde es still im Saal. Bertil blickte die Anwaltsgehilfin an. Sie hielt ihren Blick wie festgenagelt auf den Bildschirm gerichtet, und zwischen ihre Augenbrauen hatte sich eine bekümmerte Falte gegraben.

»Sie hat gestern Abend eine Podiumsdiskussion beim Arbeiterbildungsbund geleitet zum Thema »Ist unsere Polizeikultur gewaltverherrlichend?«, sagte die Polizistin in neutralem Ton. »Mit auf dem Podium waren Göran Greider, Erik Wijk, eine Abgeordnete der Folkparti und ein Vertreter der Polizei. Im Anschluss gingen alle in das

Restaurant des RFSL-Hauses, dem Reichsverbund für die Gleichberechtigung der Geschlechter.«

»Warum? Ist einer von ihnen schwul?«, fragte jemand.

Die Frau auf dem Podium ignorierte die Frage.

»Gegen halb zwölf brach Eva Beldon auf, um die letzte U-Bahn nach Alvik zu nehmen«, fuhr sie fort. »Soweit wir wissen, ist sie damit auch gefahren. Die anderen Diskussionsteilnehmer blieben noch in der Bar.«

»Wirkte sie unruhig oder hat sie etwas bedrückt? In welcher Stimmung war sie?«, fragte ein Reporter von TV 4.

»Sie schien außerordentlich gut gelaunt gewesen zu sein.«

»Könnte der Mörder auf sie gewartet haben?«

»Dafür gibt es keine Indizien.«

Mehrere setzten gleichzeitig an. SVT gewann.

»Vier Morde mit einem Täter aus nationalsozialistischen Kreisen in vier Wochen, und wie es scheint, haben Sie nicht eine einzige Spur«, sagte er anklagend. »Was tun Sie eigentlich? Ist das hier die misslungenste polizeiliche Ermittlung seit dem Palmemord? Sie wussten doch seit einer ganzen Woche, dass gestern Abend vermutlich jemand sterben würde. Hätte Eva Beldon heute Morgen gesund aus dem Bett steigen können, wenn Sie Ihren Job ordentlich gemacht hätten? Ist der Täter gerade damit beschäftigt, den nächsten Mord zu planen?«

»Was ist mit der Debatte beim Arbeiterbildungsbund?«, sagte jemand. »Könnte der Mörder ein frustrierter, nationalsozialistischer Polizist sein, der findet, er wäre von Journalisten und Intellektuellen schlecht behandelt worden?«

»Ich kommentiere keine Spekulationen über den Täter«, sagte Davidsson. »Aber ich kann so viel sagen, dass der eingeladene Polizeibeamte auch anschließend in der Bar dabei war und dass das Gespräch in freundschaftlicher Atmosphäre fortgesetzt wurde.«

»Was würden Sie dem Mörder sagen?«

Sie hob die Augenbrauen und sah aus, als wolle sie antworten. Der Silberhaarige beugte sich hastig vor zum Mikrophon.

»Das führt uns jetzt nicht weiter. Ich denke, wir brechen hier ab«, sagte er und sah auf die Uhr. »Ich danke Ihnen allen. Sie erfahren mehr, wenn wir mehr zu sagen haben.«

»Haben Sie denn zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch kein Täterprofil erstellt?«, fragte SVT. »Ist wieder ein Verrückter unterwegs, der mit seinem Laserzielgerät Leute abschießt? Ein neuer Laserman?«

Die beiden auf dem Podium standen wortlos auf. Tumult brach aus, als die Journalisten von ihren Plätzen aufflogen. Die Ermittler verschwanden durch eine Tür, gefolgt von Reportern mit Mikrofonen. Der SVT-Mann warf sich vor der Kamera in Pose, um eine knappe Zusammenfassung zu formulieren.

Die Sekretärin machte den Fernseher wieder aus. Es wurde still, als hätte sie die Tür zu einer anderen Welt geschlossen. Sie schüttelte den Kopf und wandte sich ihren Unterlagen zu. Bertil trank seinen Kaffee und schielte in das Büro mit der halb geöffneten Tür.

Einer der Anwälte, der Mann, saß an einem kleineren Konferenztisch. Ihm gegenüber saßen eine groß gewachsene grauhaarige Frau und ein lebhafter, schwächlicher Mann. Zwischen ihnen auf dem Tisch lagen Dokumente sowie ein Buch. Alle drei schienen hochofrend über etwas zu sein.

Bertil musterte den Anwalt. Er war etwa Mitte vierzig mit einem freundlichen, humorvollen Gesicht und kurzen, aschblonden Haaren, ein bisschen kleiner als der Durchschnitt, schlank und er trug einen dunkelgrauen Anzug, das Jackett über einem weißen Hemd und einem leicht gelockerten Schlips geöffnet. Er sah recht gut aus und hatte nichts von der Autorität und Penetranz an sich, die jeder Anwalt ausstrahlen müsste, dachte Bertil. Gerade jetzt saß er in jeder Hinsicht vergnügt und zufrieden zurückgelehnt in seinem Stuhl, als könne ihn nichts auf der Welt bekümmern. Aber er vermittelte auch den Eindruck von Bescheidenheit.

Das machte Bertil nervös. Wenn diese beiden Anwälte Memmen waren, dann war er hier falsch. Aber Anwälte mittleren Alters waren sicher schon eine Weile im Geschäft, redete er sich ein. Sie mussten raffiniert und zäh sein, sie mussten wissen, was zu tun war, wenn es darauf ankam.

Er betrachtete die Frau. Sie trug eine Art Zelt mit schwarzweißem Muster und wirkte trotz ihrer beeindruckenden Erscheinung zurückhaltend, während der Schwächliche auf dem Stuhl neben ihr fast

vor Selbstvertrauen platzte und mit seiner selbstsicheren Art den ganzen Raum zu füllen schien. Er konnte kaum stillsitzen.

Der Anwalt griff nach dem Buch und begann, darin zu blättern. Bertil lehnte sich vor und versuchte, den Umschlag zu erkennen. Er war dunkel und zeigte die Konturen eines unbeleuchteten Hauses, vor dem ein schickes Auto parkte.

»Wann erscheint es denn?«, fragte der Anwalt. Er schien aufrichtig interessiert, aber er sprach sehr leise und ruhig.

»Nächste Woche!«, entgegnete der Kleine stolz.

»Es ist doch schön, dass wir das hier vorher regeln konnten«, sagte die Frau. »Unglaublich, dass es funktioniert hat!«

»Klar hat das geklappt!«, antwortete der Kleine generös. »Alles, was John macht, klappt! Der kriegt kein Bein mehr auf den Boden, dieser verfluchte Trunkenbold!«

»Er heißt Trubolt«, sagte die Frau.

»Das spielt doch keine Rolle. Ob er Henry Truman heißt oder Frank Delano Roosevelt. Oder Carl Jonas Love Almqvist. Oder B. Traven. Es ist einfach phänomenal, dass es so viel geworden ist!«

»Was hätten sie tun sollen? Sie hatten ja keine Wahl«, sagte der Anwalt bescheiden.

»B. Traven«, sagte die Frau nervös, als erwarte sie nicht, dass ihr irgendjemand zuhörte, »B. Traven – niemand weiß, wer er war, aber es gibt eine Tonbandaufnahme. Von Humphrey Bogarts Beerdigung, glaube ich. Er sagt also über Bogie: ›He was a swell guy ...‹, dann sieht er das Tonbandgerät: ›... please turn that thing off!‹ Das war alles, was sie kriegen konnten.«

Sie verstummte. Der Anwalt lächelte sie an. Der Kleine blickte bewundernd zu ihr auf, als wäre sie eine Göttin. Bertil fragte sich, wer B. Traven war.

Aus den Augenwinkeln bemerkte er eine Bewegung und wandte hastig den Kopf. Anne Danielsson stand in der anderen Tür. Auch sie trug einen grauen Hosenanzug. Sie hatte warme, braune Augen, war dunkelhaarig, klein und älter als die Mollige. Er stand auf und ging auf sie zu. Sie lächelte ihn leicht erschöpft an, ließ ihn in ihr Büro und schloss die Tür.

Fünf Minuten später verließ er die Kanzlei, nahm zusammen mit drei Männern in Anzügen, die ihn nicht weiter beachteten, den Aufzug nach unten, durchquerte die belebte Lobby und trat auf die Straße hinaus.

Der Verkehr lärmte, die Luft war kühl, die Sonne schien und Passanten strömten gehetzt in beide Richtungen über die Bürgersteige. Er blickte sich unsicher um, als wüsste er nicht recht, was er tun sollte. Dann entschied er sich und ging mit raschen Schritten die Straße hinunter. Er würde seine Freundin anrufen und sich mit ihr verabreden. Auch wenn sie sauer auf ihn war, weil er sich so lange nicht hatte blicken lassen. Dann würde er ja sehen, ob ihr Ärger verflogen war und wie sie weitermachen würden.

Nach zwanzig Metern schloss ein Auto zu ihm auf. In dem lebhaften Verkehr überhörte er zunächst das Motorengeräusch, und als er das Auto endlich sah, war es schon ganz nah. Er zuckte zusammen und machte einen schnellen Schritt zurück in Richtung Hauswand. Das Auto hielt am Bürgersteig und das Seitenfenster wurde heruntergelassen. Jemand sprach mit ihm aus dem Fond.

Er sah sich suchend nach einem Fluchtweg um. Nachdem er ein paar Augenblicke gezögert hatte, stieg er widerwillig hinten ein. Das Auto spurte auf die Straße ein und mischte sich mit dem übrigen Verkehr.

Es war das letzte Mal, dass irgendein Mensch die Gelegenheit hatte, den Mann lebendig zu sehen. Der Verkehr rauschte weiter, als wäre nichts geschehen, und niemand hatte die kleine Szene bemerkt.

## Dienstag

Es war halb fünf Uhr morgens. Eine Krankenschwester, die in der Sysslomansgata in der stillen Enklave von Wohnhäusern, Bäumen und Rasenflächen zwischen Fridhemsplan und Rålambshov wohnte, stolperte atemlos den Hügel Richtung Park hinunter, eine Leine in der Hand, gezogen von einer eifrigen, schwarzen Scotchterrierhündin.

»Colette!«, rief sie.

Die kleine, dicke Hündin mit dem stolzen Namen der französischen Schriftstellerin hielt inne und warf ihrem Frauchen einen ungeduldigen und zugleich nachsichtigen Blick zu, ehe sie auf ihren kurzen Beinen weitersauste.

Die Krankenschwester, die sich nur eine Jeans und den weiten Islandpulli ihres Mannes über den Pyjama gezogen und ihre Füße in ein Paar enorme, grüne Gummistiefel gesteckt hatte, hatte nicht die Geduld, um noch bis zu der kinderwagenfreundlichen Brücke über den Norra Mälarstrand zu gehen. Zwischen Birken und Parkscheinautomaten eilte sie hügelabwärts, querte die breite Straße und begab sich in den Park.

Gemeinsam mit dem Hund folgte sie an den Büschen entlang dem Fußweg, vorbei an den großen Rasenflächen und dem Café. Es musste noch mehr Hundebesitzer hier draußen geben, aber sie konnte keinen entdecken, und ihr war ein wenig unbehaglich zu Mute. Der Park war in dem trüben Licht vor Anbruch der Morgendämmerung ebenso leer wie die Straße. Alles war nur schemenhaft zu erkennen, und der Rasen lag menschenleer bis zum Brückenfundament am anderen Ende der Bucht.

Wenn der Nazimörder hier lauerte, wäre sie chancenlos. Aber sie war ja keine Prominente. Sie hatte noch nie für eine Zeitung geschrieben, und Nazis hatte sie bislang auch nur auf Bildern gesehen. Er würde sich gar nicht für sie interessieren.

Sie ging bis zum Wasser hinunter, bevor sie abbog und am Ufer

entlanglief. Es roch nach dem kühlen Wasser des Riddarfjordes. Durch die hohen Büsche mit grün sprießenden, jungen Blättern zum Wasser zu kommen, war herrlich. Sie sog die frische Luft ein und dachte, dass es eigentlich zu kalt war für nackte Füße in Gummistiefeln.

Sie bückte sich und ließ Colette von der Leine. Die Hündin schoss übermütig los, ohne auch nur zu ahnen, dass ihre Stammütter vor einigen tausend Jahren Wölfe gewesen waren, während sie selbst nur dreißig Zentimeter über den Boden ragte. Ihr Frauchen folgte ihr auf dem Fußweg, stolperte über Wurzeln, die den Asphalt unter ihren Füßen anhoben, und blieb stehen, um die Aussicht über die große Wasserfläche zu genießen, bis nach Långholmen und den dunklen Berg von Södermalm hinüber. Auf der anderen Seite des Fjordes ragte der Turm der Högalidskirche auf, weiter ostwärts die Kirchtürme von Riddarholmen und Gamla Stan. Das Morgenlicht schimmerte wie matte Seide und kleine Wellen leckten an den runden Steinen am Strand.

Das hier ist der Park des schwedischen Sozialstaats, dachte sie. Angelegt in einer optimistischen, zukunftsgläubigen Zeit, der Zeit der runden Formen, der kugeligen Autos und der menschenfreundlichen Abmessungen. Lange vor dem tristen, kantig feudalen Postmodernismus und Neoklassizismus. Nicht wie die Gegend um den St. Eriksplan, wo eine Art grässliche Schlosstreppe zwischen steifen Türmen zum kleinen Karlbergskanal hinunterführte. Das war kein Ort für Menschen. Viel zu aufgeblasen. Nichts sah dort natürlich aus, diese stinkfeine und humorlose Architektur schien die Passanten mit ihren gewöhnlichen Macken zu stören. Nein, so wie hier sollte es aussehen. Das hier ist die wahre Seele Stockholms.

Der Hund war vorgerannt, hatte jede Parkbank, jeden Baumstamm und Mülleimer inspiziert, hatte ein paar verschlafene Enten aufgescheucht und sprang jetzt zwischen den Steinen im Wasser herum. Sie ging weiter.

Die Boote waren wieder zu Wasser gelassen worden. Am Fuß des Walls, der unter der Västerbro hindurch bis zum Bad an der Smedsudde führte, neigte sich eine große Trauerweide mit rauem Stamm ins Wasser. Ihre Zweige reichten bis zu den halb vermoderten Holzresten, die früher ein Kai gewesen waren. Die Frau erinnerte sich, dass dort unter dem



Baum vor wenigen Jahren jemand vom Blitz getroffen worden war. Nun wühlte Colette dort bei einer schwarzen Tüte am Boden. Die Hündin schien zu verschwinden – was tat sie? trank sie Wasser? – und wieder aufzutauchen.

Es konnte ein alter Mantel sein, der dort lag, oder ein vergessenes Paket, dachte die Krankenschwester hoffnungsvoll. Aber natürlich war es ein Müllsack, den jemand aus einem der Behälter gezerzt hatte, die entlang des Wegs aufgestellt waren. Um diese Tageszeit war der Park voll von allem möglichen Dreck. Die Leute saßen bis in die Nacht auf dem Rasen und genossen ihr Mitternachtspicknick oder Champagnerfrühstück, oder auch Bier und Wodka ohne Frühstück, lachten, redeten und lärmten, verteilten benutzte Pappteller, Flaschen und Kippen um sich herum, ehe sie in der Morgendämmerung mit geröteten Augen und Kopfschmerzen auf wackeligen Beinen nach Hause schwankten. Aber je schrecklicher man sich fühlte, umso besser musste es gewesen sein.

So war es tatsächlich, dachte sie und erinnerte sich an schöne vergangene Frühlingmorgen, an denen sie fröstelnd und vom Wein benebelt, umgeben von ebenso benebelten Freunden, auf dem Hügel gestanden und zugesehen hatte, wie die Sonne langsam am Horizont aufging.

Die Hündin unten am Wasser schien verwirrt zu sein. Sie witterte, wick ein Stück zurück und pirschte sich wieder an die Mülltüte heran. Jeden Augenblick würde sie anfangen, sie aufzureißen, und alte, stinkende, eklige Essensreste herausscharren. Die Krankenschwester beschleunigte ihren Schritt und sah schon vor sich, wie sie ihren Hund unter die Dusche verfrachten musste, bevor sie zur Arbeit gehen konnte. Colette verabscheute duschen. Und es konnten schließlich auch andere, gefährliche Sachen in der Tüte sein. Fixerbestecke. Glasscherben.

Als sie näher kam, erkannte sie zu ihrer Erleichterung, dass es ein Mann war, der am Boden lag und schlief. Er lag so dicht am Wasser, dass nur Kopf und Schultern zu sehen waren. Offenbar ein Obdachloser. Er bemühte sich, still zu liegen. Vielleicht hatte er Angst vor Hunden. Aber er könnte wenigstens den Arm heben und Colette

einen Klaps geben, dachte die Krankenschwester mit einem Anflug von Ungeduld. Oder den Hund wegscheuchen. Aber er traute sich wohl nicht, sich zu bewegen. Sie musste Colette rufen.

Ihr Unterbewusstsein, das schneller arbeitete als ihre Gedanken, wusste, dass es schlimmer war. Obdachlose liegen nicht ohne Unterlage auf dem Boden, und sie haben ihre Habseligkeiten bei sich. Plastiktüten. Oder einen Einkaufswagen oder Kinderwagen.

Sie blieb vor dem Mann stehen. Er war leicht aufgedunsen, blond, er trug graue Hosen und eine dunkelblaue Jacke. Sie hatte den Eindruck, dass er noch jung war. Er lag halb auf der Seite, und seine Arme und Beine waren eigentümlich verdreht, als wäre er aus einem Auto geschleudert worden und zur Wasserkante hinuntergerollt. Er war tot. Seine Augen waren geöffnet, sein Gesicht war schwer mishandelt worden und die dunkle Jacke war blutdurchtränkt.

Sie sank neben ihm in die Hocke und fühlte nach seinem Puls. Nichts. Sein Körper war kalt. Er hatte schon eine Weile hier gelegen.

Colette sah sie winselnd an.

Die Krankenschwester hatte schon viele Tote gesehen. Blau geprügelte, erschossene, verstümmelte. Kinder, Frauen, Männer.

Scheiße, dachte sie, scheiße. Dass das nie aufhört. Dass die Menschen sich nicht in Ruhe leben lassen können.

Sie griff nach ihrem Handy, das sie fast nie benutzte, und wählte 112. Es dauerte einen Moment, bis sie durchkam. Sie nannte das Wichtige und beschrieb, wo sie sich befand. Dann wählte sie die Nummer ihres Mannes – sie konnte ihn davon überzeugen, im warmen Bett zu bleiben – und die des Krankenhauses, wo sie in einer Dreiviertelstunde zum Dienst erscheinen musste.

Dann wartete sie bei dem Toten, bis Polizei und Krankenwagen eintrafen. Sie kniete neben ihm und hatte gerade begonnen, ihn auf die unmittelbare Todesursache hin zu untersuchen, als ihr einfiel, dass sie das gar nicht tun musste. Das war nicht ihre Aufgabe.

Sie hatte nichts, womit sie ihn hätte zudecken können. An ihren Knien war die Feuchtigkeit des Bodens durch Jeans und Pyjamahosen gedrungen. Sie stand auf und aus Sorge um beide, den Toten und Colette, nahm sie den Hund an die Leine und zog sich ein paar Meter

zurück.

Sie blickte aufs Meer hinaus, das unter der großen Weide an den Strand schwappte, auf die flachen, bemoosten Steinplatten, die zur Verstärkung des Kais senkrecht im Boden verankert worden waren, die vermoderten Holzbalken, ein paar Dezimeter über der Wasseroberfläche. Ein Balken hatte über den Winter nachgegeben und wiegte sich in den Wellen. Ein Schwan glitt vorüber. Es war ein schöner Ort. Sie fragte sich, was dem Toten wohl widerfahren war.

Nach wenigen Minuten kamen drei Streifenwagen mit lauten Sirenen vom Norra Mälarstrand herunter und blieben ein Stück vom Mordopfer entfernt stehen. Um eventuelle Reifenspuren nicht zu zerstören, dachte sie. Die Fondtüren öffneten sich und die Beamten stiegen aus. Zu ihrem Erstaunen waren es nicht nur uniformierte Beamte, sondern auch ein Paar in Zivil, ein großer, hübscher, jüngerer Mann mit schwarzem Haar und eine Frau mittleren Alters. Hinter ihnen ertönte die Sirene des Krankenwagens.

Der Krankenschwester war ein wenig übel und sie fror an den Füßen. Ihr wurde plötzlich klar, dass das hier vielleicht der fünfte Mord war und dass dann der Nazimörder erst vor ein paar Stunden hier gewesen sein musste, genau hier an diesem Platz. Sie warf einen Blick auf den Toten, um zu sehen, ob sie ihn aus den Zeitungen kannte, aber es war unmöglich seine Gesichtszüge zu erkennen.

Überall waren Polizisten. Einige von ihnen sperrten den Fundort ab. Die Frau in Zivil streckte die Hand aus.

»Davidsson, Mordkommission. Das hier ist mein Kollege Jensen. Sie haben die Leiche gefunden?«

Die Krankenschwester nickte. Davidsson warf ihr einen forschenden und zugleich mitfühlenden Blick zu, ehe sie den Toten musterte.

»Meinen Sie, dass Sie sich kurz mit uns unterhalten können?«

»Ja, natürlich«, sagte die Krankenschwester.

»Dann beginnen wir mal am Anfang. Können Sie mir ihren Namen, Adresse und Telefonnummer nennen und uns erzählen, aus welcher Richtung Sie gekommen sind?«

Ein paar Minuten später durfte sie nach Hause gehen. Sie blieb noch einen Augenblick außerhalb der Absperrung stehen und beobachtete,

wie die beiden Ermittler den Boden rund um den Toten genau untersuchten. Dann sah sie ein, dass sie zur Arbeit musste und dass ihr kälter war, als sie eigentlich ertragen konnte, und wandte sich mit Colette zum Gehen.